Christuskirche Berlin-Kreuzberg: 05.11.2017
(21. Sonntag nach Trinitatis) **Wolfgang Buck**

Predigt zu Matthäus 10, 34-39

Liebe Gemeinde,

„Frieden ist nicht alles, aber alles ist ohne den Frieden nichts.“ Sie erinnern sich vielleicht an den sonst so langweiligen Bundestagswahlkampf vor ein paar Wochen. Das einzige, was mir im Gedächtnis geblieben ist, war dieser Satz hinterlegt mit einem Foto von Willy Brandt. Von ihm stammt der Satz auch, nämlich aus seiner Rede [zum 100-jährigen Bestehen des Verlages J.H.W. Dietz Nachf.] am 3. November 1981. Also lange vor dem Fall des eisernen Vorhangs und voll in Zeiten des kalten Krieges, des NATO-Doppelbeschlusses und eines amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan, der sich vorgenommen hatte, die Sowjetunion zu Tode zu rüsten. Eine Zeit, in der man sich nicht nur als Friedensnobelpreisträger ernsthaft genötigt sah, an den Frieden als grundlegende Voraussetzung für ein lebenswertes Leben, für die Existenz der Menschheit überhaupt zu erinnern.

Ist es heute anders? Der damalige kalte Krieg ist zwar zum Glück beendet. Aber die Hoffnung auf eine friedliche Welt hat sich nicht erfüllt. Die Zeiten sind nicht sicherer geworden. Es gab und gibt inzwischen viele kleinere Kriege: welche, die uns weniger berühren wie in Somalia, im Jemen oder in Myanmar, und welche, die uns sehr nahe gehen, weil die Men-

schen aus Syrien, dem Irak, aus Afghanistan zu uns fliehen und wir täglich mit ihnen und ihren Sorgen konfrontiert sind. Für die betroffenen Menschen sind diese Kriege alle gleich furchtbar.

Außerdem kommen Menschen aus Afrika auf lebensgefährlichen Wegen durch die Wüste und übers Meer zu uns, die man so leichthin Wirtschaftsflüchtlinge nennt. Sie sollen in ihre unerträgliche Not zurückgeschickt werden, die wir durch unsere Wirtschaftspolitik erzeugt haben. „Wo Hunger herrscht, ist auf die Dauer kein Friede.“ kommentierte Willy Brandt in seiner Rede am 26. September 1973 vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen diese damals schon nicht hinnehmbare Situation.

Und schließlich gibt es die sehr konkrete Bedrohung des Friedens durch Menschen, die den Finger am atomaren Abzug haben, zum einen, weil sie um der Erhaltung ihrer diktatorischen Macht willen alles riskieren oder weil sie, zwar demokratisch gewählt, ebenso von ihrer Macht und ihrem Ego besessen sind.

„Frieden ist nicht alles, aber alles ist ohne den Frieden nichts.“ Dieser Satz muss uns heute eigentlich ebenso aufrütteln wie 1981. Wenn man genau hinhört, passt er, insbesondere seine zweite Hälfte, die den Frieden als unverzichtbar für unsere Existenz erklärt, durchaus zu Jesu Grundsatzrede, die man als Bergpredigt kennt. „Selig sind,“ heißt es in Matthäus 5, 9 nach der aktuellen Luther-Bibel, „selig sind,

die Frieden stiften; denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ Selig zu sein, ist doch unser aller höchstes Ziel.

Es gibt noch viele andere Stellen im alten und neuen Testament, die den hohen Wert des Friedens betonen. Zum Beispiel die Hoffnung spendende Prophezeiung des Jesaja in Kapitel 9 angesichts der Deportation der Judäer nach Babylon: „[5]Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst;[6] auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende sei auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, dass er's stärke und stütze durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit.“

Schließlich kennen wir Jesu Zusage in seinen Abschiedsreden nach dem Johannes-Evangelium, Kap. 14: „[27] Zum Abschied gebe ich euch den Frieden, *meinen* Frieden, nicht den Frieden, den die Welt gibt. Erschreckt nicht, habt keine Angst!“ Für die Bibel ist Frieden eine Grundbedingung für menschenwürdiges Leben, für Wohlstand und Sicherheit. Und weil er weltweit so selten zustande kommt, ist Frieden auch eine Grundsehnsucht der Menschen. Und damit ist er auch Grundverheißung und Ziel Gottes im Alten und im Neuen Testament.

Und dann das! Matthäus überliefert ein Wort Jesu, das uns in unserer Friedenssehnsucht völlig quer kommt, das überhaupt nicht passt zu unserem gewohnten Bild vom grenzenlos liebenden Jesus. Er hat es seinen Jünger mit auf den Weg

gegeben, als er sie zur Verkündigung seiner – eigentlich doch – frohen Botschaft aussandte. Ich lese den heutigen Predigttext aus Matthäus, Kap. 10, die Verse 34 bis 39:

[34] »Denkt nicht, dass ich gekommen bin, Frieden in die Welt zu bringen. Nein, ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern Streit. [35] Ich bin gekommen, um die Söhne mit ihren Vätern zu entzweien, die Töchter mit ihren Müttern und die Schwiegertöchter mit ihren Schwiegermüttern. [36] Die nächsten Verwandten werden einander zu Feinden werden.[37] Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist es nicht wert, zu mir zu gehören. Wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist es nicht wert, zu mir zu gehören. [38] Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir auf meinem Weg folgt, ist es nicht wert, zu mir zu gehören. [39] Wer sein Leben festhalten will, wird es verlieren. Wer es aber um meinetwillen verliert, wird es gewinnen.«

Da muss man erst einmal die Luft anhalten und diesen Text auf sich wirken lassen. Auffällig ist, dass Matthäus nichts über die Reaktion der Jünger berichtet. Sollte denen die Spucke weggeblieben sein oder fanden sie diese Radikalität Jesu normal? Hat diese Seite von Jesus, ein Mann der deutlichen Worte, der klaren Kante zu sein, wie man heute sagen würde, damals ins Bild gepasst? Haben erst wir seine Deutlichkeit schlicht übertüncht, weil sie Konsequenzen fordern würde? Kennen wir nur noch den weichgespülten Jesus, der uns nicht wirklich aufregt? Jesus hat schließlich auch die Händler und Geldwechsler aus dem Tempel gejagt, als ihm wichtig war, zu demonstrieren, was Gott wirklich will und

wie sein Verhältnis zu seinem Vater beschaffen ist und wie unser Verhältnis zu ihm aussehen sollte. Übrigens heißt vermutlich nicht zufällig das Motto der diesjährigen Ökumenischen FriedensDekade [vom 12. – 22. November], die am nächsten Sonntag beginnt, „STREIT!“.

Als Jesus seine Jünger zu „den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel“ sandte, wie Matthäus im ganzen 10. Kapitel beschreibt, gab er ihnen als Richtschnur und Aufgabe mit: „Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbei gekommen.“ Das war die Überschrift dieser Mission der Jünger, an der sich alles andere messen lassen musste. Als geistliche Wegzehrung fügte er hinzu: „Ich sende auch wie Schafe unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“ Und danach kommt unser Predigttext, dessen Ziel es ist, keine Kompromisse zuzulassen, weil es Jesus um das Wichtigste geht in diesem Leben und überhaupt, um das engst mögliche Verhältnis zu Gott, unserem Vater, und zu seinem Wort. Und dieses Verhältnis konkretisiert sich in der Beziehung zu ihm, zu Jesus. Dreimal sagt er, dass einer oder eine es nicht wert sei, zu ihm zu gehören, wenn er oder sie andere Beziehungen wichtiger nimmt. Deshalb wird Jesus hier auch ungewohnt impulsiv. Man kann sich seinen Gefühlsausbruch vorstellen ähnlich wie bei Martin Luther, der in der neusten Ausgabe der hiesigen evangelischen Kirchenzeitung zitiert wird mit den Worten: „Ich arbeite nie besser als durch Zorn. Wenn ich zornig bin, kann ich besser schreiben, beten, predigen, da mein Geist schneller arbeitet, mein Verstand ge-

schärft ist und alle weltlichen Sorgen und Versuchungen dahingefahren sind.“ [Die Kirche, evangelische Wochenzeitung der EKBO, vom 05.11.2017]. Heute würde er vielleicht sagen wie einer meiner Schauspielerkollegen bei unserem kürzlich in Rangsdorf aufgeführten Lutherstück: „Adrenalin ist ein ganz besonderer Saft.“ Jesus war sicher äußerst angespannt, vielleicht fühlte er sich unter Druck, weil er mit seiner Mission jetzt den entscheidenden Schritt wagt in eine breite Öffentlichkeit, nämlich über seinen persönlichen Wirksamkeitsradius hinaus hin zum massiven Einsatz der Jünger als Multiplikatoren seiner Botschaft. Er gibt den Erfolg seiner Sendung in andere Hände. Werden sie durchhalten? Werden die Menschen ihnen zuhören? Werden sie sie als Aufrührer verfolgen - Schafe unter Wölfen?

Für Jesus bläut es ihnen nochmals ein: Das Verhältnis zu seinem Vater, die Bindung an ihn, das Vertrauen auf ihn, ist das Fundament seines Lebens und Wirkens: [40] „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ Deshalb steht dieses Verhältnis für ihn vor allen und über allen menschlichen Beziehungen, den familiären, den freundschaftlichen und den gesellschaftlichen. Sogar über dem Frieden in der Familie, zwischen den Nachbarn und den Völkern, einfach weil sich das Zusammenleben dann von selbst regelt, wenn die Beziehung zu Gott in Ordnung ist. „[33] Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“ zitiert Matthäus im Kapitel 6 die Bergpredigt. Das gilt auch innerhalb der Kirche und natürlich unserer Ge-

meinde. Jesus legalisiert nicht jeglichen Streit um Lappalien, wer die Würstchen für den Weihnachtsbasar kauft und bei wem. Aber wenn es um unsere Beziehung zu Gott geht, dann fordert er klare Kante.

Kann man diese übergeordnete Stellung des Verhältnisses zu Gott radikaler ausdrücken, als dass man ihm sogar den Frieden, den wir in jeder Beziehung als Lebensgrundlage brauchen, unterordnet? Und Jesus setzt im letzten Satz unseres Textes noch eins drauf: „[39] Wer sein Leben festhalten will, wird es verlieren. Wer es aber um meinetwillen verliert, wird es gewinnen.“ Auch das Leben, die nackte Existenz, wird dem Verhältnis zu ihm, zu Gott untergeordnet. Diese Aussage ist in ihrer Extremität eigentlich schon fast absurd, denn wer will eine lebendige Gottesbeziehung unterhalten, ohne selbst lebendig zu sein. All diese gesteigerte Sprechweise will nur eines sagen: Hört her, alles was ihr habt, alles was ihr denkt, sagt oder tut, kurz: alles was euch ausmacht, ist nichts, wenn es nicht im Vertrauen auf Gott ruht.

Aber was heißt denn das für jeden von uns, für Sie, für Dich, für mich? Wenn unsere Einbettung in unsere Familie, in unsere Nachbarschaft, in unsere Gesellschaft offenbar nichts zählt? Was wollte Jesus seinen Jüngern, was will er uns mit seiner Radikalität klar machen? Doch dies: Wenn wir uns auf die Bindung an unseren Gott, auf das grenzenlose Vertrauen zu ihm, das wir im Deutschen mit dem etwas missverständlichen Begriff Glauben bezeichnen, der auch bloßes Für-Wahr-Halten bedeuten kann, einlassen, ergibt das „einen Akt der Befreiung“. So hat es Bischof Heinrich Bedford-

Strohm, der Ratsvorsitzende der EKD, am Reformationstag in Wittenberg formuliert. Warum? Weil die Bindung an Gott, an einen Vater, der unangreifbar über den Belangen und über dem Zugriff dieser Welt steht, auch uns unangreifbar und frei macht von allem, was uns hier beeinträchtigen könnte. „Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein?“ fasst Paulus diesen Sachverhalt im 8. Kapitel seines Briefes an die Gemeinde in Rom in Worte. Bindung an Gott schafft Freiheit unter den Menschen.

Bischof Bedford-Strohm bemüht als Beispiele für diese „Freiheit eines Christenmenschen“ natürlich den Verfasser der gleichnamigen Schrift Martin Luther, der vor 500 Jahren, wie wir nunmehr oft genug gehört haben, in Wittenberg seine 95 Thesen veröffentlichte. Es war für diesen unablässigen Sucher nach einem gnädigen Gott – ich zitiere den Bischof – „**persönlich** ein Akt der Befreiung, der Befreiung von der Angst vor einem Gott, der mehr fordert als ein Mensch erfüllen kann, der Befreiung von dem Zwang, sich sein Heil verdienen zu müssen.

Es war aber auch ein Akt der Befreiung für die **Kirche**. Es war ein Weckruf an seine katholische Kirche zur religiösen Erneuerung. Luther wollte keine neue Kirche gründen, sondern die Kirche Jesu Christi wieder zurück zu ihrem Herrn rufen.

Es war aber auch ein Akt der Befreiung für die **Welt**. Dass an die Stelle des Diktats von Macht und Geld eine neue Freiheit

trete, die sich in der Liebe zeigt.“ Soweit Bischof Bedford-Strohm. Das ist doch genau das Ziel Jesu in unserem Text.

Was ist denn das Besondere an dieser Bindung an unseren Gott? Es ist einerseits ganz einfach und andererseits so schwierig, dass wir es aus eigener Kraft oft nicht schaffen. Die Sicht, die Perspektive ändert sich dann fundamental, wenn wir unsere Existenz nicht nur auf dieses irdische Leben beschränken, sondern darauf vertrauen, dass es nachher weitergeht – im Detail zwar unvorstellbar – aber in Gottes angekündigter neuer Welt. Das klingt einfach und ist auch schlicht logisch, weil es dann nicht mehr darauf ankommt, was wir hier schaffen oder woran wir hier scheitern. Durch Gottes Gnade potenzieren sich unsere Möglichkeiten bis in seine neue Welt.

Andererseits sich auf eine Zukunft einzulassen, von der wir nichts Konkretes wissen, zu einem Zeitpunkt, wenn es spürbar ohne Umkehr hier zu Ende geht, wenn man alles aufgeben soll, was einem hier ans Herz gewachsen ist, ist – glaube ich - unendlich schwierig. Da hilft nur das kindliche Vertrauen, wie es Paulus den Korinthern geschrieben hat im 15. Kap. seines ersten Briefs: „[20] Nun aber ist Christus auferweckt von den Toten als Erstling unter denen, die entschlafen sind.[21] Denn da durch *einen* Menschen der Tod gekommen ist, so kommt auch durch *einen* Menschen die Auferstehung der Toten.[22] Denn wie in Adam alle sterben, so werden in Christus alle lebendig gemacht werden.“ Das Tröstliche ist, dass für diesen Glaube nicht unsere eigene Kraftanstrengung nötig ist, die wir aus uns heraus erbringen müssen.

Nein, wir hoffen, dass auch er uns geschenkt wird, wenn wir ihn brauchen. So lautet Gottes Zusage. Wir müssen, wir sollen und wir dürfen uns darauf verlassen.

Ich muss noch einmal zurück zu Willy Brandt, denn der erste Teil seines eingangs zitierten Wortes beginnt mit einer Einschränkung: „Frieden ist nicht alles ...“ Was kommt für ihn noch zum Frieden hinzu. Er hat 1987 an anderer Stelle ausgeführt: „Wenn ich sagen soll, was mir neben dem Frieden wichtiger sei als alles andere, dann lautet meine Antwort ohne Wenn und Aber: Freiheit. Die Freiheit für viele, nicht nur für die wenigen. Freiheit des Gewissens und der Meinung. Auch Freiheit von Not und von Furcht.“ [Willy Brandt in seiner Rede vor dem außerordentlichen SPD-Parteitag in Bonn, 14. Juni 1987]

Wie für Willy Brandt ist für Martin Luther gemäß seiner wichtigsten Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ Frieden ohne Freiheit nicht denkbar. Er meint mit Freiheit nicht die Möglichkeit, zwischen Tausend Optionen zu wählen. Für uns wie für Brandt und Luther und viele andere ist Freiheit die innere Kraft, auch gegenüber äußeren Autoritäten seinem Gewissen zu folgen, weil nichts uns trennen kann von der Liebe Gottes, wie es Paulus beschreibt.

Sollten wir uns hier nicht die Frage stellen: Wofür sollten wir diese geschenkte Freiheit nutzen? Die Freiheit des Gewissens und der Meinung ist in unserem Land verfassungsmäßig garantiert. Sie ist zwar durch uns selbst, durch unseren leichtfertigen Umgang mit dem Internet, aber auch durch

Manipulationen der Wahrheit und vereinfachende Parolen des Populismus gefährdet. Diese Gefahr können wir jedoch meistens noch durchschauen.

Was aber offenbar vielen von uns fehlt – und ich will mich da nicht ausnehmen, ist die Freiheit von Furcht, von Angst vor dem Undurchschaubaren, vor den Einflüssen der Globalisierung, vor einer eventuell daraus resultierenden Not, dass die Arbeitsplätze abwandern, kurz: vor der Zukunft für uns und unsere Kinder und Enkel. Offensichtlich wohnen wir in einem Land, in dem viele Menschen Angst haben, ihre gewohnte Welt, ihre Sicherheit zu verlieren. „Das ist das, was wir heute brauchen: Befreiung von der Angst vor der Zukunft.“ sagte Bischof Markus Dröge im Tagesspiegel-Interview vom vergangen Montag. „Deshalb treten wir auf jeden Fall dafür ein, dass die Kirche politisch bleibt.“ Seine Forderung, uns aus der Position innerer Freiheit in die öffentlichen Debatten um die Zukunft einzumischen, wäre ein Vorsatz, über den auch unsere kleine Kirche und unsere Gemeinde bei Gelegenheit nachdenken sollte.

Lassen wir uns also stärken durch Jesu Weckruf. Er hat seine Jünger wie Schafe unter die Wölfe geschickt in ein noch unchristlicheres Land als das unsere. Und er hat Phantasie von ihnen verlangt und Verlässlichkeit, was man damals den Schlangen und den Tauben zubilligte. „Was dieses Land braucht, ist eine Kraft, die die Angst überwindet und die Liebe stärkt.“ zitiere ich noch einmal Bedford-Strohm. „Lasst uns mithelfen, dass unser Land spürt, wie gesegnet es ist, und neue Zuversicht gewinnt! … Und was für die Kirche der

Zukunft das Wichtigste ist, dass wir die Liebe selbst ausstrahlen, von der wir sprechen.“ Und das fängt bei uns an.

In einem Gespräch zwischen Bischof Bedford-Strohm und zwei jungen Menschen, das in einer der letzten Nummern der Zeitschrift Chrismon abgedruckt ist, fordern die jungen Leute von der Kirche, von uns Christen also, eine Vision ein und kein ewiges Hin und Her. Natürlich muss jeder von uns seinen Alltag bestehen und auch so, dass man uns abspürt, wes Geistes Kind wir sind. Aber wir müssen auch zu einer Haltung zu den drängenden Fragen unserer Zeit finden, Plattformen organisieren, wo wir gemeinsam darüber sprechen können, schließlich zu Aktionen kommen, die etwas ändern – in uns selbst, in unserem Umfeld und darüber hinaus. Das kann man nicht alles dem Pastor oder dem Gemeindevorstand zuschieben. Das Engagement muss aus der Mitte der Gemeinde kommen.

„Frieden ist nicht alles, aber alles ist ohne den Frieden nichts.“ Gott ist unsere feste Zuflucht, unsere Burg, haben wir aus dem 46. Psalm gehört. Der Gemeinde in Ephesus wurde geschrieben: „Werdet stark durch die Verbindung mit dem Herrn. Lasst Euch stärken von seiner Kraft.“ Für dieses Fundament wollen wir uns bewusst entscheiden und all unsere Fähigkeiten einsetzen, den Frieden zu erhalten oder zu schaffen, wo er in unserem Umfeld in Gefahr ist - mit dem Ziel, dass Gottes Reich, ein Friedensreich übrigens, als Einheit zwischen Gott und uns Menschen sichtbar werde unter uns. Es basiert auf Recht und Gerechtigkeit und innerer Freiheit und wird getragen von seiner Liebe. Deshalb hat es

die Kraft, uns jegliche Angst nehmen. Ist das nicht Seligkeit? „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ Wir als Gemeinde und jeder an seinem Platz, ganz konkret. Das ist der Anspruch des heutigen Tages an uns!

Amen